

Verlag Bibliothek der Provinz

Wolfgang Haydn
EDELBACH
Maries aufregendes Waldviertel

Geschichten aus der gestohlenen Heimat

Wolfgang Haydn
EDELBACH
Maries aufregendes Waldviertel
Geschichten aus der gestohlenen Heimat
lektoriert von Dr. Erika Sieder
herausgegeben von Richard Pils

ISBN: 978-3-99126-003-5

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH 

Gewidmet
Maria Haydn, geborene Hofbauer

90 Geschichten
zum
90. Geburtstag

	Inhalt	
Vorwort I		9
Vorwort II		10
Krump und buglad		11
Die Geschichten:		
Fieber		13
Rhetorische Fragen		15
Der Kloiber		18
Unser Abgeordneter		20
Der Radunfall		23
Feuerwehrfest		26
Die Sommerfrischler		29
Milusch Hulka		32
Viehmarkt in Göpfritz		34
Schulenausflug		37
Kircheneinbruch		40
In der Schmiede		43
Pfeife oder Virginia		45
Steine klauben		48
Die Unglückswoche		51
Federn schleifen		53
Zigeuner		55
Hermann, der Gendarm		58
Unser Hund Tasso		60
Die Kalkgrube		63
Grippe		65
Holz machen		68
Wilderer		71
Buben gegen Mädchen		74
Erapfe		77

Bauernversammlung	80	Prämierte Ochsen	156
Säumen	83	Betrunken sein	158
Ungeschick mal zwei	86	Glückwunschsreiben	161
Der verlorene Fäustling	88	Sonnenwende	163
Stosuppe	90	Heaßgeschroa und Druschhähñ	165
Winterschokolade	92	Das neue Rad	168
Sportfest	94	Schwammerl suchen	171
Prügelkrapfen	96	Der ehemalige Schnürbein	174
Unwetter	98	Ave Rosi	176
Zukunft Mohn	100	Weiß- und Schwarzbäckerei	179
Bettlerpaar Stepanek	103	Die Cholera-Preußen	182
Ziegen und Gänse hüten	106	Listige Diebe	185
Sterngucker	108	Fritzi	188
Begräbnis	111	Bauchschmerzen	190
Der Schulinspektor	113	Hummelhonig	193
Wolfssichtung	116	Schuhe doppeln	196
Ackergrenze	119	Sautroregatta	198
Sokol	121	Tango Notturmo	200
Falsches Hendl	124	Dreifache Version	203
Unfreiwilliges Bad	126	Kirschen stehlen	206
Ziegellehre	128	Garten Erika	208
Der Gustl Onkel	131	Bienen	210
Kricklerl auskochen	133	Die feinen Damen	212
Urlaubsversuch	135	Schnaps und so weiter	215
Olympische Fackel	137	Zu trocken	218
Waldviertler Klima	139	Kräuterhexlein	220
Der Einsiedler	141	Gebratenes am Bach	222
Der Waschl	144	Moritz, die Rennkatze	225
Schneiteln	147	Hausfriseur	228
Preisschnapsen	150	Der Leiterwagen-Pauli	231
Kinderstrümpfe	153	Dem Unsympathla seine Vorfahren	233

Heimatverrat	236
Tränen der Aussiedlung	239
Kein Blick zurück	242
Nachwort	245
Glossar	246

VORWORT I

Maria Hofbauer, 1931 geboren, verbrachte mit ihren Eltern und Großeltern, sowie ihrem älteren Bruder Leopold und ihrer jüngeren Schwester Hermine ihre ersten sieben Lebensjahre auf einem Bauernhof in Edelbach südöstlich von Allentsteig im Waldviertel.

Ab Sommer 1938 mussten knapp 7.000 Menschen aus über 40 Dörfern wegen des von den Nationalsozialisten geplanten und später auch errichteten Truppenübungsplatzes ihre Heimat verlassen. Bereits Anfang August 1938 wurden auch die Hofbauers, wie alle anderen Edelbacher, ausgesiedelt. Vor allem für die erwachsenen Heimatvertriebenen war dies ein nur schwer zu ertragendes Schicksal.

Maria Hofbauer lebte danach mit ihrer Familie auf einem Bauernhof in Kilb im niederösterreichischen Bezirk Melk, wo sie durch den Tod Leopolds im Zweiten Weltkrieg den nächsten Schicksalsschlag hinnehmen mussten.

Nach ihrer Heirat mit Erich Haydn zog die nunmehrige Maria Haydn auf dessen Bauernhof in Seeben bei Hürm, ebenfalls Bezirk Melk. Maria Haydn wurde Mutter von vier Söhnen. Ihr Mann Erich verstarb 2016. Sie selbst lebt nach vielen ereignisreichen Jahren bei bester physischer und psychischer Gesundheit nach wie vor in Seeben.

Ihr rückblickendes Motto:

„Ich habe nicht umsonst gelebt.“

„Ein Unglück kommt selten allein“, heißt es oft und ich habe mich, natürlich unfreiwillig, mehrmals daran gehalten.

Unser Hund Tasso ist zwar an der Kette, aber er hat eine Hundehütte, in der er immer wieder liegt. Leopold hat beschlossen, einige Wochen ist das her, die etwas in die Jahre gekommene und windschief gewordene Hütte zu erneuern. Unser Vater hat nichts dagegen gehabt, weil gerade nicht so viel Arbeit angefallen und ohnehin schlechtes, regnerisches Wetter gewesen ist. Zur Instandsetzung hat Poidl Werkzeug und einiges Material gebraucht, aber auch mich, um ihm zur Hand zu gehen.

Zuerst hat er einige der losen und etwas angemorschten Bretter abgenommen und sie neben der Hütte abgelegt. Nachdem er mir nicht zugetraut hat, die neuen Bretter auf die richtige Länge zuschneiden zu können, hat er das selbst gemacht. Aber festhalten habe ich sie dürfen und zur Hütte tragen auch. Da er in der Zwischenzeit doch von Vater zu einer wichtigen Arbeit gerufen worden ist, nämlich ihm beim Schweineumsperrern helfen, bin ich mit der kleinen Baustelle alleine und natürlich nicht untätig geblieben. Ich habe also einen Hammer und einige Nägel gesucht und auch gefunden. Daraufhin bin ich wieder zur Hundehütte gegangen, habe das erste Brett und darauf einen Nagel angesetzt und daraufgehämmert. Also eigentlich sind es nur zwei Schläge gewesen und der letzte landete auf meinem linken Daumen. Ich bin ja auch Rechtshänderin. Das ist aber in der Situation nebensächlich gewesen, der Schmerz hat alles überlagert. Mit zusammengebissenen Zähnen bin ich in die Stube gelaufen, um meinen Daumen einzubinden. „Wås is,

Marie?“, hat meine Großmutter gefragt, kurz vom Spinnrad aufschauend. „I hãb ma am Dam ghaut.“ „Is jã gãr nix, bliat ned amoi. Gspiast as hoit a Randl togatzn“, hat sie, meinen Daumen anschauend und draufdrückend, gemeint. Das hat genauso weh getan wie das Draufschlagen mit dem Hammer und „togatzt“ hat ’s wirklich. Weil es ohnehin schon egal war, hab ich auf einen Verband verzichtet und bin wieder hinaus. Und als ich den Nagel fertig eingeschlagen habe, habe ich den nächsten Schmerz gespürt. Diesmal war es ein intensives Stechen in der rechten Fußsohle. Ich habe versucht wegzusteigen, zugleich aber mit dem Fuß ein Brett aufgehoben. In dem Gatsch habe ich, noch dazu bloßfüßig, eines der herumliegenden, zuvor von der Hütte abgelösten Bretter übersehen und bin dabei auf einen alten rostigen Nagel getreten. Jetzt hab ich aber geschrien, vor allem aus Zorn über mich selber. Vater und Poidl sind aus dem Schweinestall gelaufen, ein Schwein hinterdrein. „I hãb ma am Dam ghaut und an Nogl eĩntretn!“, habe ich gejammert. Poidl hat sich den Daumen angesehen und, nachdem er den Dreck mit einem Schlauch abgewaschen hat, auch den Fuß. Mit einem Ruck hat er den alten Nagel herausgezogen, mitsamt dem Brett, und mir ins Haus geholfen. Mit „Ned amoi beim Wehtuan mãgst das leicht“, ist mein Vater, das Schwein vor sich her treibend, wieder in den Stall zurück. Poidl hat den Zwetschenschnaps, der laut Vater dem „Tee aromatisiern“ dient, aus dem Kastl neben dem Hergottswinkel geholt und etwas davon über meine Sohle geleert. Das hat mehr gebrannt als die zwei Unfälle zuvor weh getan haben. Weil die Großmutter gerade nicht hergeschaut hat, hat Poidl noch einen kleinen Schluck aus der Flasche genommen. „Firn Schreck und zum Desinfisziern“, hat er mir grinsend erklärt.

DER VERLORENE FÄUSTLING

Zweimal im Jahr hat es bei uns eine „Gwändinventur“ gegeben. Einmal nach dem Sommer, einmal nach dem Winter. Und dafür ist meine Großmutter verantwortlich gewesen. „Wer tats denn sunst“, hat sie dann mit leidendem Blick ob dieser aus ihrer Sicht wichtigen und anstrengenden Arbeit gesagt, aber niemand anders neben sich geduldet. Es ist also wieder soweit gewesen. Mitte April und Großmutter hat den Winter und damit das Tragen von Mantel, warmen Stiefeln, Schal und Handschuhen für beendet erklärt. Das „Wintergwänd“ ist dann noch einmal gewaschen, mit Ausnahme der Stiefel, die hat man geputzt hat, und anschließend im „Gwändkästn“ bis zum nächsten Winter verstaubt worden. Für uns alle ist es besser gewesen, ihr bei der Inventur nicht im Weg zu stehen oder sie durch eine unnötige Bemerkung oder Frage in ihrer Konzentration zu stören. Und dann ist, wie eine halbjährliche Wiederkehr, der Vorwurf, es hat fast immer mich betroffen, gekommen: „Marie, wo is dei zweita Feistling?“ Ich habe schon gewartet darauf und bin doch auch neugierig gewesen, was es diesmal sein würde. „Da rechte oda da linke?“ „Des is wurscht, suach eam!“ Also einen Fäustling verlieren ist einfach, einen finden dagegen ungleich schwerer. Wo anfangen? Und soll ich die Hermi in die Suche nach dem Motto „Vier Augen sehen mehr als zwei“ miteinbeziehen? Das mit Hermi hat sich bald erledigt gehabt, denn nirgends ist sie zu finden gewesen. Auch sie hat die Großmutter schreien gehört und aus den Erfahrungen der zurückliegenden Suchaktionen gelernt. Also bin ich alleine los, nachdem ich mir eine kleine Strategie zurechtgelegt habe. Wann habe ich die Fäustlinge zuletzt getragen? Bis wann habe ich noch beide

gehabt? Und wo bin ich zuletzt überall gewesen? Alle drei Fragen habe ich für mich relativ rasch nicht beantworten können. Aber schon gewusst habe ich, dass ich in der letzten Zeit, wenn es kalt gewesen ist, Poidls Fäustlinge genommen oder die Hände einfach eingesteckt habe. Weil das aber keine Hinweise für eine erfolgreiche Suche gewesen sind, bin ich einfach rausgegangen und habe einmal ums Haus herum gesucht. Das ist nur insofern erfolgreich gewesen, dass ich einen alten Pfeifenstierer von meinem Vater und später einen Arm von Hermis Lieblingspuppe gefunden habe. Vom Fäustling aber keine Spur. Kurz habe ich überlegt, ob ich mit dem zweiten Fund Hermi locken könnte, dann aber auf eigene Faust weitergetan. Ich bin die Allee zur Kirche langsam hinaufgegangen, um ja nichts zu übersehen. Einmal um die Kirche herum und dann hinein. Ich habe auf und unter unserer Kirchenbank gesucht, vorne beim Speisgitter und sogar im Beichtstuhl, also links und rechts vom Platz des Pfarrers. Da bin ich aber schon länger nicht gewesen. Auch hier kein Fäustling. Als nächstes ist mir die Schule eingefallen. Auf dem Weg dorthin bin ich wieder an unserem Hof vorbeigekommen und stehen geblieben, um ein Rotschwanzpaar beim Nestbau zu beobachten. Sie haben sich ausgerechnet eine Mauerlücke neben unserem Hoftor dafür ausgesucht. Als ich näher hingegangen bin, habe ich im Nest etwas Schwarzes gesehen. Und ausgerechnet, es ist mein verlorener Fäustling gewesen. Ich hab mir nicht erklären können, wie die kleinen Vögel das für sie schwere Trumm in das Nest gebracht haben. Ich habe meinen Fäustling natürlich drinnen gelassen und auf dem Weg in die Stube ist mir der grinsende Poidl untergekommen. Da habe ich mich ausgekannt.

Ich hab' schon davon gehört, dass in reichen Häusern oft ausgefallene Speisen auf den Tisch kommen. Es hat mir auch der Höchtl Franzl einmal erzählt, dass sein Vater manchmal bei Festen in Wien eingeladen ist und es dort oft ganz besonderes Essen gibt, wie zum Beispiel Austern oder Kaviar. Der Franzl hat natürlich selber nicht gewusst, was das ist, aber auch nicht Rosi, meine Freundin oder Leopold, mein Bruder. Nachdem mir das Fräulein Lehrer Breitinger erklärt hat, dass es Muscheln und kleine Fischeier sind, hab ich mir gedacht: „Das brauch ich gar nicht, das Schlatzige. Und Eier haben wir selber von unseren Hühnern, und zwar große.“ Außerdem schmeckt mir ohnehin das meiste, was meine Großmutter kocht und auf den Tisch kommt.

Bei fast allen Mahlzeiten wird bei uns auf dem Land Milch verwendet. Das fängt schon in der Früh mit einer warmen Milch für uns Kinder und einen Malzkaffee für die Erwachsenen an. Es ist übrigens ein besonderes Erlebnis, wenn Großvater zittrig Brot in den Kaffee einbröckelt, um anschließend die Stückchen genüsslich schlürfend rauszulöffeln. Auch wenn die Erwachsenen bei sich selber nicht so genau sind, ist uns Kindern das Schlürfen und Trenzen nicht erlaubt. Fleisch gibt es eigentlich nur sonntags, aber auch da nicht immer. Und wenn, dann stammt es von unseren eigenen Tieren. Das ist dann oft recht unterschiedlich. Oft gibt es Hendl, manchmal Schweinefleisch, aber auch Kaninchen oder Ziege. Seltener kommt Rindfleisch und vor allem um die Osterzeit frisches Lamm auf den Tisch. „Abgestochen“, und damit ist das Schwein gemeint, wird bei uns einmal im Jahr, immer im Spätherbst. Damit kom-

men wir, vorerst als Frischfleisch, später als „Gsöchts“, gut aus. Zurück zur Milch. Pro Kopf verbrauchen wir ungefähr einen halben Liter am Tag im Schnitt. Das weiß ich von meiner Großmutter.

Das ist nicht wenig, aber Milch produzieren ja unsere eigenen Kühe. Und was wir noch zur Genüge selber haben sind Erdäpfel. Auch das ist bei fast allen bei uns im Dorf ähnlich. Daher ist es eigentlich logisch, dass viele Speisen unter anderem aus „Müch“ und „Erapfe“ zubereitet werden. Und ein ganz wichtiges und häufiges Essen ist die Stosuppe. Glücklicherweise gehört sie so, wie sie meine Großmutter zubereitet, zu meinen Lieblingsspeisen. Und das war schon immer so. Die Zutaten sind Sauermilch, Sauerrahm, Wasser und Mehl und natürlich Erdäpfel. Gewürzt wird mit Kümmel, Salz und Pfeffer. Erdäpfelschmarrn oder Erdäpfelsterz gibt es als Beilage dazu, wenn einmal die Stosuppe ohne „Erapfe“ zubereitet wird. Ich weiß, dass der Begriff Sto von stocken oder gerinnen kommt. Und wenn mir Großmutter anschafft: „Gib ma den Stoseicha!“, dann will sie die gestockte Milch abschöpfen. „Fria hãm ma de Stosuppn schoïn in da Fria gessn, nãchn Stoi“, erzählt sie dann, wenn sie unsere Teller vollschöpft. „Bist zwoa mehr a Siaße, åba oan Tõlla ißt a!“, heißt es dann Richtung Hermi, während ich meistens noch einmal zugreife. Eine Stosuppe gilt auch als Fastenspeise. Und so freue ich mich immer ganz besonders auf den Aschermittwoch und den Karfreitag, weil uns da der Herr Pfarrer das strenge Fasten anschafft und jedes Mal auf die einmalige Sättigung mit einfachen Speisen, zum Beispiel die Stosuppe, verweist. „Es geht um das Verzicht üben“, predigt er dann. Ich verstehe das, halte mich an die Stosuppe und verzichte zum Beispiel auf Krautfleckerl. Die mag ich nämlich gar nicht.

WINTERSCHOKOLADE

Auf einen besonderen Leckerbissen freue ich mich schon den ganzen Herbst. Meine Mutter macht, wenn es draußen richtig kalt ist, Schokolade. Und dabei dürfen Hermi und ich helfen. Obwohl sonst die Großmutter fürs Kochen und Backen zuständig ist, lässt sich die Mutter diese Arbeit nicht nehmen. Wir warten dann schon auf das Ab- und Ausschlecken von Kochlöffel, Schneebesen und Schüsseln, obwohl uns das immer von unserer Mutter streng untersagt wird: „Finga weg! Bleibt sunst nix üba.“ Aber mindestens eine Gelegenheit ergibt sich dafür immer. Auch vor ein paar Tagen war es wieder einmal soweit. Nach der Arbeit draußen hat Mutter alles hergeräumt, was notwendig gewesen ist. Kochutensilien genauso wie die erforderlichen Zutaten. Hermi und mich hat sie nicht rufen brauchen, wir waren natürlich schon da und sind um den Herd herum gestanden. Mit wenigen Zutaten ist die Masse rasch durchgemengt und anschließend zur Seite gestellt worden. Meine Schwester und ich haben die Förmchen, in die die Schokolade gefüllt werden sollte, aus der Schachtel nehmen und hinlegen dürfen. Wir haben vor allem Sterne, Bäumchen und Nikoläuse oder Christkinderl oder Osterhäschen, könnte eigentlich alles sein. Mit der flüssigen Schokolade befüllt hat unsere Mutter mit unserer Hilfe die Förmchen hinausgetragen und in den frisch gefallenem Schnee gelegt. Mit den zu erwartenden Minusgraden hat man die Garantie für eine wirklich köstliche Schokolade am nächsten Tag gehabt. Bevor unsere Mutter alles abwaschen hat können, haben meine kleine Schwester und ich noch einmal zugeschlagen und so viel geschleckt wie möglich. Am nächsten Tag hat Mutter in

aller Früh, bevor ihr jemand anderer zuvorgekommen ist, die Förmchen in die Stube geholt, die Schokoladefiguren herausgeklopft, sie in eine Dose geschichtet und die Dose anschließend in unserer kühlen Speis so versteckt, dass niemand, nicht einmal ich, sie finden hat können. Und ich habe mehrmals Versuche dazu unternommen.

Es hat immer einen Zusammenhang zwischen den wenigen Süßigkeiten auf unserem jeweiligen Christbaum und der selbstgemachten Schokolade gegeben. Das Jahr über hat uns Mutter immer aufgetragen, dass wir Stanniolpapier, in das so manche Zuckerl, die wir Kinder bekommen haben, eingewickelt sind, nicht zerreißen und vor allem aufheben sollen und ihr geben. Das Aufheben ist überhaupt ein großes Thema bei uns. Und da sind sich Großeltern und Eltern einig: „Es wird nix wegghaut! Wer woaß, fir wås mas schpäda braucha kãñ.“ Umgebogene Nägel sind genauso aufgehoben worden wie abgesägte Bretter, kaputtes Werkzeug, alte Zeitungen und eben auch Stanniolpapierl. Mit denen ist später dann wahrscheinlich die Christbaumschokolade unwickelt worden, zumindest glaube ich das. Denn die so gut versteckte Schokoladendose ist bald nach Weihnachten, allerdings leer, wieder aufgetaucht. Und die neben ein paar Strohsterne auf dem Baum hängenden stanniolglänzenden Figuren schauen immer so ähnlich aus wie die Sterne, Bäumchen und Nikoläuse oder Christkinderl oder Osterhäschen aus unseren kleinen Formen. Und sie schmecken auch so. Aber wahrscheinlich hilft meine Mutter dem Christkind ein bisschen. Ich wundere mich ohnehin jedes Jahr darüber, wie das Christkind bei jeder Familie zur gleichen Zeit alles erledigen kann, was für ein Christkind zu erledigen ist. Ohne fremde Hilfe ist das einfach nicht zu schaffen.

SPORTFEST

Knapp vor dem Sommer, wenn also der Schulschluss nicht mehr weit gewesen ist, haben immer wieder Kinder in der Schule gefehlt, weil sie vermehrt zu Hause zur Arbeit gebraucht worden sind. Aber ein Ereignis hat niemand versäumen wollen. Da sind so ziemlich alle Schüler da gewesen, außer die wirklich kranken. Jedes Jahr hat es in der letzten Schulwoche ein Sportfest gegeben. Alle haben sich darauf gefreut. Erstens, weil kein stundenlanger Unterricht in der stickigen Klasse gewesen ist, und weil zweitens die Geschickten an verschiedenen Wettkämpfen teilgenommen und die weniger Geschickten das Starten, Messen, Zählen und Auswerten übernommen haben. Eine besondere Freude ist dieses Sportfest für die gewesen, die sich in der Schule beim Schreiben, Rechnen und Lesen eher schwer getan haben, aber sonst recht geschickt gewesen sind, wie der Höchtl Franzl zum Beispiel. Kein anderer ist so schnell wie er gelaufen oder hat einen Ball so weit geworfen. Aber einmal, beim letzten Sportfest, habe ich ihn besiegen können. Als einzige aus unserer Klasse, noch dazu ein Mädchen! Aber der Reihe nach. Als erstes ist das Seilziehen auf dem Programm gestanden. Unsere beiden Klassen sind gegeneinander angetreten. Mit dem Platz am Seil ist es knapp geworden und die erste Zeit ist es hin und her gegangen. Zum Sieg hat uns schließlich unser Fräulein Lehrer Breitinger verholphen, die mit uns mitfiebernd unser Seilende gepackt und so das Seilziehen mit und für uns gewonnen hat. Beim Wettlauf von unserer Schule durch die Allee zur Kirche hinauf, einmal rundherum und wieder zurück, und das drei Mal, hat sich mit großem Vorsprung der Franzl durchgesetzt. Am Dosenschießen, das immer mit lautem Geschepper vor

sich geht, hat sich auch unser Fräulein Lehrerin beteiligt. Nach ihrem dritten Fehlwurf hat sie einen strengen Blick in die Runde geworfen, um jegliche kindliche Schadenfreude im Keim zu ersticken. Ich bin so damit beschäftigt gewesen, nicht loszulachen, dass ich gar nicht mehr mitbekommen habe, wer eigentlich diesen Bewerb gewonnen hat. Danach hat es ein Abschießspiel mit einem Ball, im weiteren Verlauf mit immer mehr Bällen, wieder die zwei Klassen gegeneinander, gegeben, das die anderen gewonnen haben. Daraufhin ist mein großer Auftritt gekommen. Auf das Sackhüpfen habe ich mich speziell gefreut, weil ich es zu Hause ein paar Mal geübt und dabei sogar zwei Mal meinen großen Bruder Leopold geschlagen habe. Vater hat aber Poidls Anstrengungen schnell beendet: „Håst koa Årbat? Fir so an Bledsinn is koa Zeit!“ Ich bin also recht gut vorbereitet angetreten. Noch dazu, wo wir unsere eigenen Säcke verwenden haben müssen. Und mein Sack ist wie für mich gemacht gewesen. Das Sackhüpfen ist als Ausscheidungsrennen angelegt gewesen. Nach vier Vorrunden, in denen ich alle meine Rennen, manchmal recht knapp, manchmal, weil andere gestürzt sind, gewonnen habe, ist das Finale angestanden. Ich bin schon ziemlich müde gewesen, habe mich aber nochmals angestrengt. Mein Ziel, den Höchtl Franzl aus meiner Klasse, der auch alle Rennen zuvor gewonnen hat, zu schlagen, habe ich erreicht. Aber der Kehrer Poid aus der anderen Klasse, der, weil er sich einfach nichts merken hat können, noch immer in der Schule gewesen ist, hat als der viel Größere und Stärkere das Sackhüpfen gewonnen. Aber auch der zweite Platz der gesamten Schule hat mir viel Bewunderung und ein ganzes Sackerl Zuckerl eingebracht. Immerhin bin ich als einziges Mädchen so weit vorne gewesen.

PRÜGELKRAPPEN

Etwas ganz Besonderes bei uns im Waldviertel ist der Prügelkrapfen. Ich finde den Namen schon recht lustig, denn ein Prügel ist doch etwas Größeres und ein Krapfen etwas Kleineres. Einen Krapfen bringt mein Bruder Leopold, wenn es notwendig ist, mit zwei Bissen hinunter. Also ein Prügelkrapfen gehört zum etwas Größeren, was man bereits zu Backbeginn erkennt, weil man unter anderem etwa vierzig Eier braucht. Ja, dieser Krapfen ist etwas zu essen, auf Grund der Größe jedoch für Hochzeiten, Taufen oder Geburtstagsfeiern. Auf alle Fälle braucht man mehrere Personen und mehrere Tage, um ihn aufessen zu können. Derartige Feiern sind nicht häufig, sind etwas Besonderes und dazu passt ein Prügelkrapfen sehr gut.

Bei uns wird er zu zweit hergestellt. Meine Mutter und meine Großmutter sind diesbezüglich ein eingespieltes und erfahrenes Gespann. Meine Mutter hat mir erzählt, dass ursprünglich in Klosterküchen auf Spießen, die vor offenem Feuer gedreht worden sind, Teig aufgebracht worden ist. Auch bei uns muss gedreht werden. Ein knapp einen Meter langer Holzrundling, der von etwa zehn Zentimeter auf knapp achtzehn Zentimeter Durchmesser ansteigen soll, also konisch ist, wird mit Papier, das mit Butter eingestrichen wird, umwickelt. Die konische Form des Prügels und die Butter sollen das problemlose Ablösen des Krapfens am Schluss ermöglichen. Dann dreht Großmutter den Rundling vor dem offenen Feuer, während Mutter, während das Holz schon ordentlich warm ist, aus einem Schöpflöffel langsam von einem Ende des Prügels zum anderen den dünnen Teig aufträgt. Und das immer wieder, während der Prügel von Großmutter nach der ersten

Schicht ein bisschen schneller gedreht wird. Für das gleichmäßige Holzfeuer ist früher mein Vater zuständig gewesen, mittlerweile ist es Poidl. Er macht das sehr genau und zuverlässig, auch weil er in der Zeit immer wieder alte Geschichten zu hören kriegt. Das Auftragen des Teiges wird wieder und wieder gemacht. Das kann bis zu zehn Stunden dauern. Durch das Drehen bilden sich Zacken, die dem fertigen Prügelkrapfen mit dem rosa und weißen Zuckerguss, der zum Schluss aufgebracht wird, das typische Aussehen geben. Die Teigmasse besteht aus den bereits erwähnten Eiern, Zucker und Mehl, bei uns auch zum Teil Erdäpfelmehl. Das Verhältnis der Mengen zueinander und eventuell weitere Zutaten sind ein Geheimnis und das werde ich von meiner Mutter erst in einigen Jahren erfahren. Ist der Prügelkrapfen fertig, wird er mit einem Stoß gelockert und vom Holz gezogen. Anfangs ist er noch staubtrocken, doch nach zwei Tagen ist er, wenn die Feuchtigkeit passt, genau richtig. Der Prügelkrapfen ist drei bis vier Wochen haltbar, überlebt aber meistens nicht so lange, weil er so gut schmeckt. Als übrigens bei der Hochzeit unserer Nachbarin so ein Krapfen, den das Brautpaar von Verwandten geschenkt bekommen hat, vom Bräutigam, der aus Wien stammt, angeschnitten worden ist, hat es einige Lacher gegeben. Was war passiert? Der Prügelkrapfen ist nicht Ring für Ring abgeschnitten worden. Und jeder Waldviertler weiß, dass es genauso gehört. Und erst von den Ringen schneidet man Stücke ab. Meine Mutter hat mir damals gesagt, dass ich, wenn ich einmal heirate, auch so einen Prügelkrapfen bekommen werde. Und ich dann schon weiß, wie man ihn richtig anschneidet. Richtig anschneiden ja, aber heiraten, und dabei ist mir plötzlich der Höchtl Franzl eingefallen, das werde ich ganz sicher nicht!

UNWETTER

Als meine Eltern und Leopold vor einer Woche bei der Heuernte gewesen sind, ist Poidl am Nachmittag in die Stube gerannt gekommen, um mich zu holen: „Marie, kim mit! Es gibt glei a murds Weda.“ Ich bin schnell mitgelaufen und mit ihm zu unserer größeren Wiese hinaus. Der Himmel war ziemlich wolkenverhangen und grau. Hie und da hat man es, noch entfernt, donnern gehört. „Auffe am Loatawågñ! Du treibst en Fritz au! I dua låna, de Muata fåssn, da Poidl rechat nåche!“, hat mir mein Vater zugerufen. Ich habe mich sofort vorne auf den Leiterwagen, der schon halb beladen war, gesetzt und versucht Fritz, der eingespannt gewesen ist, dazu zu bringen, schneller zu werden. Gemäß seiner stoischen Natur hat das unser Pferd natürlich ignoriert. Als ihm Vater etwas energischer ein paar Klapse gegeben hat, ist er etwas schneller gegangen. Am Ende der Wiese hat Poidl die Zügel genommen und gewendet, und schließlich ist das Heu aufgeladen gewesen. Im beginnenden Regen ist meine Mutter schnell von der Heufuhre runtergeklettert und mein Vater hat mir zugerufen: „Marie, renn schnö zruck und måchs Schupfator auf!“ Mutter und Poidl haben während der Fahrt die hohe Fuhre auf jeder Seite mit der Gabel gestützt. Kaum ist der Leiterwagen samt Heu in der Schupfen gewesen, ist es so richtig losgegangen mit dem Gewitter. Es hat geblitzt und gedonnert, und der Regen ist wie aus Schaffeln heruntergeprasselt. „Ui, då hint haglts jetzt“, hat Vater aus dem Hof rausschauend gesagt. Alle waren froh, das Heu rechtzeitig eingebracht zu haben, Vater hat dann noch das Schupfentor zugemacht. Wir sind alle, bis auf Leopold, hineingegangen und haben die nass gewordene Überbekleidung ausgezogen

und über den Herd zum Trocknen gehängt. Als ich rausgeschaut habe, um zu sehen, wo mein Bruder bleibt, habe ich einigermaßen gestaunt. Er ist lachend mitten im Hof gestanden und hat sich unter Blitz und Donner nass regnen lassen. Während sich nämlich die Eltern in der trockenen Stube über den schon lange ersehnten Regen gefreut haben, hat das der Poidl direkt genießen wollen.

Aber dieses Unwetter ist für unser Edelbach nicht ganz ohne Folgen geblieben. Während die Taffa und die Thaya zwar angestiegen, aber Gott sei Dank nicht über die Ufer getreten sind, sind in unserem Dorf drei Keller mit Wasser vollgelaufen, und man hat die Feuerwehr mit der Pumpe benötigt. Da ist mein Vater als Feuerwehrkommandant gefordert gewesen. So manche Äcker sind überschwemmt worden, aber der Hagel, der in einem ungefähr fünfhundert Meter breiten Streifen an Edelbach vorbeigezogen ist, hat keine Schäden verursacht. Obwohl die beiden Flüsse nicht übergelaufen sind, so sind doch mehrere Männer notwendig gewesen, um nach dem Rückgang des Wassers, an der Taffa zwei Unterspülungen wieder zu richten. Mit größeren Steinen und Pfosten ist der jeweilige Uferbereich instandgesetzt worden. In der Schule haben wir dann erfahren, dass es zwar bei uns noch nie erwähnenswertes Hochwasser gegeben hat, Edelbach liegt ja auch höher, aber woanders schon Überschwemmungen im größeren Ausmaß gewesen sind, zum Beispiel fallweise in Allentsteig, vor allem aber entlang des Kamp und in der Stadt Zwettl, wo der Fluss Zwettl in den Kamp mündet. Vor wenigen Jahren ist dort der Wasserstand um das Dreifache gestiegen und diese Überschwemmungen haben viel Schaden angerichtet. Außerdem sind dabei zwei Kinder ertrunken.

WOLFGANG HAYDN wurde am 1. Mai 1957 geboren, ist verheiratet, dreifacher Vater und auch Großvater. Er lebt im Bezirk St. Pölten Land.

Er war knapp 40 Jahre lang Lehrer, die letzten über 16 Jahre Schulleiter, zuletzt in der Sportmittelschule Böheimkirchen, Bezirk St. Pölten Land, Niederösterreich.

Seit September 2019 befindet er sich im Ruhestand, den er unter anderem zum Schreiben nutzt.

Er betätigte sich als Bürgeraktivist und hat starke Affinitäten zum Sport, zur Landwirtschaft und zum Schreiben.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien